

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde
Herausgeber: F. Pieth
Band: - (1933)
Heft: 8

Artikel: Pater Placi a Spescha und seine Zeit
Autor: Fry, Carli
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-396742>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

—→ ERSCHEINT JEDEN MONAT ←—

Pater Placi a Spescha und seine Zeit

(Zur Erinnerung an den hundertsten Todestag des Paters)

Von Dr. Carli Fry, Truns

Am Vorabend des Festes Mariä Himmelfahrt 1833, als droben in Acladira im Trunser Marienheiligum alle Glocken läuteten, raffte sich im Klosterhof Pater Placidus a Spescha zur letzten Wanderung auf. Der Bergsteiger in der schwarzen Mönchskutte wanderte den ewigen Bergen zu, und die Trunser wünschten der Seele des großen Mitbürgers, der sein Leben lang ruhelos gewesen, die ewige Ruhe, als sie seine „baraca“ vor den Stufen des Chores zur irdischen Ruhe betteten.

Pater Placi a Spescha war seiner nächsten Umgebung ein Rätsel. In neuerer Zeit wiederum fand er beinahe unbeschränkte Bewunderung. Vielleicht kommen wir ihm näher, wenn wir ihn einmal als Gesamtpersönlichkeit in seine Zeit zu stellen suchen. Wenn wir uns dabei auch mit einer knappen Übersicht begnügen müssen, die sich auf wenige dienende Andeutungen beschränkt, erscheint vielleicht doch der „curios pader“, wie ihn seine zeitgenössischen Landsleute nannten, wenn nicht in neuem, so doch in anderem Licht, zumindest in anderer Schattenverteilung.

Denn irgendwie ist jeder Mensch ein Kind seiner Zeit, wie der Baum nicht in der Luft wächst und blüht, sondern mit festem Wurzelwerk im Nährboden verankert ist. Das Reizende bei der

Würdigung einer historischen Persönlichkeit ist gerade die Untersuchung, inwieweit Persönlichkeit und Zeit ineinanderspielen, was der Mann seiner Zeit und was diese ihm verdankt, inwieweit der Mann in der Marschkolonnen seiner Zeitgenossen mitgetrampelt, oder wie weit er gegen den Strom geschwommen ist.

Pater Placi a Spescha nun fällt, dies sei zunächst festgestellt, ganz aus der Reihe seiner Disentiser Mitbrüder. Die Zeit, in der Spescha zum Disentiser Konvent zählte (1774—1833), war für das Kloster keine Glanzzeit. Die Zeichen standen in den Jahren, die den verhängnisvollen Ereignissen des Franzosenkrieges unmittelbar vorausgingen, eher auf inneren Zerfall und mühsamen Kampf um Behauptung des äußeren Patrimoniums, das bereits abzubrockeln begann, und sich bald, infolge des Krieges mit dem Klosterbrand, bedenklich zu verflüchtigen. Ärger war, daß gerade beim Einbruch der Katastrophe, als alles eben darauf ankam, eine überlegene Führung im Gotteshaus fehlte. Unter den Patres waren nicht alle ohne Bildung, mehrere zeichneten sich durch Talent aus und manche wußten sogar eine fleißige Feder zu führen. Zwei Deutsche, der Württemberger P. Basilius Veith, ein Freund der Schule, und der Vorarlberger P. Beat Ludescher, schriftstellerten in romanischen Schul- und Gebetbüchern, während der Trunser P. Sigisbert Frisch, um 1803 Speschas Aufseher in Romein, eine romanische Bibel mit moralischen Anwendungen herausgab. P. Meinrad Birchler leistete im Sinne mühsamer mittelalterlicher Werkweise archivalische Sammelarbeit, und P. Augustin a Porta schrieb in echt benediktinischer Bescheidenheit die Geschichte seines Klosters für den „Episcopatus Curiensis“ Eichhorns. Das ist immerhin Erwähnenswertes; aber die literarische Tätigkeit der Genannten erschöpft sich auf der Linie engbegrenzten Stoffgebietes, und das äußere Leben der Disentiser Patres verläuft, soweit es sich überhaupt außerhalb der Klostermauern abspielt — und das ist damals das Los vieler, zeitweise aller Konventualen gleichzeitig —, auf ruhigen Posten. Als Kuratherren wirklich sine magna cura, im Trunserhof, auf den Benefizien in Ringgenberg, Romein, auf dem Marienberg in Truns, in der Trunser Kaplanei, wo das Leben keine großen Wellen warf, leben sie friedlich und geruhsam.

Im Kreise dieser Mitbrüder ist P. Placi a Spescha ein Mann von ganz anderem Format. Das Außerordentliche, Imponierende

an diesem Sohn der Bündnerberge und Kind des einsamen Bergklosters liegt in seiner Allseitigkeit, in der weiten Sicht seines Geistes, in der Größe der Interessensphäre, der er erschlossen ist, mit einem Wort, im Universalen dieses einfachen Mönches. Vom beschaulichen Ordensmann hat er nicht viel mehr als das Ordenskleid, vom abgerundeten Wesen eines Benediktiners kaum mehr als die runde Tonsur. Das Kloster, das andere seiner Mitbrüder beim Franzoseneinfall weinend verlassen, wie man vom lieb gewonnenen Heim scheidet, dient ihm gerade noch als Absteigequartier. In zwei Dezennien stürmt er wie ein Wirbelwind durch die Kaplaneien und Benefizien der Cadi und darüber hinaus. Auf dem Tusculum der Mönche Desertinas, im wunderschönen Acladira, wo diese ums Leben gern weilten und mit Wehmut starben, läßt er 1793 selbstbewußt ein Siegel prägen: Sigillum Mariae de Luce [et] Reverendi Patris Placidi, als gälte es, hier, auf stolzer Höhe, am Aufstieg zum Punteglias und zum Tödi, sich die Gründungsurkunde für ein Erbkönigreich auszustellen. Aber auch hier findet er keine Ruhe. Seine Mitbrüder haben ihre Freude am Brevier, am Messelesen, an der Schule; er blättert lieber in geographischen Karten, macht seine Morgenbetrachtung auf den Gipfeln der Berge, die Gewissenserforschung in Kristallöfen, und probiert sich in Rabijs als Schulmann aus, nur um den Schulmeisterstock um so lieber mit dem Bergstock zu vertauschen.

Wie mit den Mitbrüdern, so kontrastiert der Pater mit seinen Landsleuten. Die Oberländer, von ihren parsura in den Krieg, in den Aufstand und ins Elend irregeleitet, schwören seit Abt Sozzi, dem Freund Maria Theresias, zu den Österreichern und sehen in den Franzosen lauter Teufel; Spescha ist dem Ideengut aus dem Westen weit erschlossen, bewundert die kraftstrotzende Republik und verehrt Napoleon, dessen für seine Zeit umstrittenste Taten, wie die Auflösung des Kirchenstaates, er unbedenklich verteidigt.

Aber Pater Placi a Spescha teilt doch wieder mit seinen Konfratres die Liebe zur romanischen Sprache und mit seinem Volk am jungen Rhein die Liebe zum Volksgut in seiner Gesamtheit und vor allem die nie versagende Liebe zum Kloster. Und wenn er geistige Pfade einschlägt, die die Kreise seiner engeren Landsleute stören, geschieht es, weil er ihren Sinn und ihr Tun wie ein Riese überragt. Tief im Volkstum verankert, kämpft er für die gefährdete romanische Sprache und Kultur. Wohl hat er hier als

Bundesgenossen seine Mitbrüder Veith, Frisch, Ludescher und den Prädikanten Mattli Conrad und als Schüler P. Basilius Carigiet, den ein Ascoli als genial veranlagten Philologen einschätzt, auf dem Gebiet der Politik Ihro Weisheiten die Landrichter Castalberg und Vieli, die Ballettas und Latours, — aber wie es mit dem Romanischen amtlich stand, geht schon daraus hervor, daß die Bundesartikel noch 1827 zur Verteilung an die romanischen Gemeinden deutsch gedruckt wurden. Ein Fachsimpel wäre aus dem Problem einer „lingua moribonda“, die das Romanische damals tatsächlich war, nicht herausgekommen. Spescha bleibt ihr zeit-lebens treu, aber darüber hinaus faßt er kühn alle möglichen Probleme. Er ist der Initiant des ersten Armenhauses in der Cadi, wirbt für den Bergbau in Punteglias, für die Bewahrung des Rheins, für die Verbauung von Rufen- und Lawinengängen, für den Betrieb des Tenigerbads. Er zeigt gelegentlich den sicheren Instinkt des Archäologen und Kunstverständigen, kennt sich aus in Bibliothek und Archiv seines Klosters, wird zum Erforscher der politischen und kulturellen Geschichte seiner kleinen Heimat, zum zeitgenössischen Historiker seines Konventes, der sich ständig an der großen Geschichte orientiert, die er nach Art der Chronisten aus Zeitungen und Aufsätzen aphoristisch in seine Mappen reiht. Und vor allem ist eines die große Leidenschaft seines Lebens: der Alpinismus. Im Leuchten der Alpen nimmt der „curios pader“ den Lauf, der ihn zum Liebling unserer Touristik macht: er wird Kartograph, Kristallograph, schreibt als weitgewandter Alpinist Anweisungen für Bergtouren, holt sich mit Ehrfurcht und Liebe aus den Schluchten seiner geliebten Berge Schätze, die ein Vermögen bedeuten, aber das tragische Los haben, im Rachen des Franzosenkrieges zu verschwinden.

Fällt dieser Mönch und Bündner mit dem universalen Geist nicht ganz aus dem Typ seiner engeren Landsleute? Zweifellos. Eben weil er der Exponent seiner Zeit war, jener Zeit, in die er hineingeboren, die der Geistigkeit seiner kleinen Heimat um Generationen vorausgeeilt war, jener Zeit, die den Konflikt mit ihr heraufbeschworen, jener Zeit, die wir als Zeit der Aufklärung und der französischen Revolution bezeichnen.

Als Spescha geboren wurde, war eben der erste Band der Enzyklopädie d'Alemberts erschienen, die den gewaltigen Anspruch erhob, das gesamte Wissen der Zeit zu verarbeiten, und die als

Standarte der neuen Zeit gesehen werden kann. Es ist überhaupt die Zeit enzyklopädischer Wissenschaft. Knapp bevor sich das Wissen zur berüchtigten Fachsimpelei spezialisiert, steht eine Phalanx Universalgelehrter vor uns. In Deutschland lebt, beinahe Jahrgänger Speschas (1749—1832) das Genie Goethe, Dichter, Philosoph, Musiker, Botaniker, Sprachgelehrter, Physiker, eine Welt für sich. Die Schweiz besitzt, um bei diesen zwei Namen zu bleiben, im Berner Albrecht von Haller (1708—1777) ein wahres Weltwunder, das auf allen Gebieten menschlichen Wissens bewandert ist, eine „Akademie und Enzyklopädie der Wissenschaft“, wie ihn ein neuester Beurteiler nennt. Die Vielseitigkeit des Disentiser Konventualen fällt gewiß nicht aus dem Rahmen seiner Zeit.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, in der Spescha wird, ist eine Epoche, in der im Reiche des Geistes sich gewaltige Kräfte aus der Tiefe lösen. Nach allen Richtungen führt die zur Königin ausgerufene Vernunft ihre Stöße. Auf philosophischem und theologischem Gebiet blasen Voltaire und Rousseau zum Sturz der alten Ordnung in Kirche und Staat. Ein Generalangriff gegen das Christentum und jede positive Religion überhaupt setzt in Frankreich, aus England kommend, ein und pflanzt sich nach Deutschland und durch Europa fort. Gott und Übernatur werden theoretisch mit spielender Gebärde erledigt und praktisch wird die Gottlosigkeit salonfähig.

Neben den Pionieren der französischen Revolution und ihrer Geistigkeit, die bald in der ganzen Alten Welt endgültiger als die französischen Legionäre siegt und auch nach dem Sturz des Kaiserreichs am Steuer bleibt, ist Pater Placi a Spescha ein unschuldiges Kind mit seinem Angriff aufs Zölibat, mit seinen Sprüchen gegen Bittprozessionen und Bußgesinnung zur Abwehr irdischer Unglücksfälle, mit seiner Forderung auf Abschaffung der vielen Feiertage, mit seinem Widerspruch gegen die verknöcherten Zustände seiner Heimat, mit seinen zahmen Ideen von Toleranz, mit seiner mäßigen Berufung auf die Vernunft. Allein der Geist, der ihn hier in Gegensatz zu seinem Volk und seiner Heimat führt, ist doch Geist vom Geiste der Aufklärung.

Die große Zeit Speschas erschöpfte sich aber nicht im Negativen. Als Ersatz für die zum Tode verurteilte positive Religion — Friedrich II. war der Ansicht, sein Freund Voltaire könne der

römischen Kirche noch die Grabinschrift setzen — erfanden die neuen Männer den Kult der Humanität. In diesem Zeichen wurde Anerkennenswertes philanthropischer und sozialer Natur verwirklicht. Die parallele Entwicklung Speschas ist damit angedeutet.

Eben damals nahmen die Naturwissenschaften einen ungeahnten Aufschwung, der von der geschilderten Mentalität der Zeit innerlich bedingt war. Der Enzyklopädist d'Alembert war ein bewunderter Mathematiker, und Goethe und Haller verdankt die moderne Naturwissenschaft auf dem Gebiet der Physik, Botanik, Anatomie heute noch bleibende Erkenntnisse. Dabei liegt im Wort „Naturwissenschaft“ die Hauptbetonung auf „Natur“. Eine wahre Begeisterung für die Natur reißt ein. Albrecht von Haller wird mit seinem Lehrgedicht „Die Alpen“ (1729 schon) zum ersten Hochgebirgsdichter großen Stils. Mit ihm preist später Goethe die Schönheit der Schweizerberge. Jean-Jacques Rousseau, der Naturschwärmer, ruft die Welt mit Gewalt zur Natur zurück. Als Spescha mit seiner Begeisterung für die Berge seinen lieben Landsleuten sehr sonderbar vorkam, konnte er den Zeitgenossen jenseits der Grenzen mit seiner Einstellung längst kein Geheimnis mehr eröffnen.

Gerade Graubünden war seit Jahren von Alpenwanderern und Kulturforschern aller Zungen, darunter ganz großen Nummern, systematisch begangen und in seiner Schönheit auch beschrieben worden. 1779 kam der Engländer William Coxe auf seiner Europa-reise von Como nach den Drei Bünden und nahm den Weg durchs Engadin und das Oberland. 1784 entzückte sich der Waadtländer Philippe Bridel in Truns auf seiner Durchreise am herrlichen Panorama im Herzen der Cadi. Besson gab 1786 in Lausanne ein Reisehandbuch für Schweizer Touristen heraus. 1787 reiste Johannes von Müller durch das Rheintal und im Jahre darauf bereisten der Bündner Luzius Pool und der Deutsche Meiners das Land.

1789 erschienen in Paris die Reiseberichte des Franzosen Robert, der aus seinem Herzen keine Mördergrube machte und gut gesehene Naturvorgänge und -zustände in der scharfen Sauce seiner aufklärerischen Anmutungen servierte. Dann fluteten, ein Jahrzehnt später, die Schriften H. L. Lehmanns und H. Zschokkes mit echt preußischer Draufgängerei durch die Lande. J. G. Ebel, dessen Buch „Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen“ (1804/05) eine wahre

Taschenenzyklopädie für Schweizer Touristen wurde, war für Spescha Anreger und Gönner. Auch Karl Kasthofer kam auf seiner Reise, die ihn 1821 kreuz und quer durch Graubünden führte, nach Truns, wie Josef von Görres 1820 in Truns beim Kaplan Pater Placi a Spescha zu Gast gewelt und ihn „beinahe einen ganzen Tag über das rhätische Wesen“ befragt hatte.

Pater a Spescha, der den Pulsschlag der Zeit aufmerksam erlauschte, ist in seiner Vorliebe für die Berge gewiß kein Bahnbrecher. Er hat aber jedenfalls das Verdienst, als Bündner ein offenes Auge für die Reize seiner von Fremden entdeckten Heimat gehabt zu haben, und er hatte den Mut, allen Hindernissen zum Trotz sich diese Schönheiten von oben anzusehen, nicht nur vom sicheren und bequemen Paßweg. Es ist unzweifelhaft das Zeichen einer starken Persönlichkeit und eines weiten Geistes, über die Anschauungen der engeren Volksgenossen und über die beschränkten kulturellen und räumlichen Verhältnisse der eigenen Heimat hinaus den Anschluß an die große Welt zu finden.

Und diesen Weg ist Pater Placi a Spescha gegangen. Persönlichkeiten großen Formates sind aber selten völlig harmonisch und in sich geschlossen. Das Gesetz der Gegensätzlichkeit ist bei ihnen viel zu stark. Wie Albrecht von Haller, der als Mensch und Gelehrter mit unserem Spescha ungemein viel Verwandtes hat, das korrupte und verknöcherte Junkerregiment Berns geißelte und doch wie ein Verdurstender aus der Fremde sich heimsehnte und den „gnädigen Herren“ als Saaldiener und Stimmenzähler tiefe Bücklinge machte, so leistete sich auch Pater a Spescha, der Mönch mit den demokratischen Allüren, den Luxus, sich mit einem „a“ aus der Reihe der ehrsamten Speschas herauszustecken. Und wenn seine Heimat ihn nicht immer verstand, wenn sein Abt und seine Mitbrüder ihn oft am wenigsten verstehen konnten, dürfen wir ihnen dies schließlich nicht als Intoleranz und Engstirnigkeit auslegen. Alpinismus und Sinn für Unabhängigkeit in allen Ehren, aber die Zeit Speschas war für Kloster und kleine Heimat, wie für die Welt überhaupt, von so ungeheurer Tragweite, daß ein Priester seine Zeit doch wohl nützlicher hätte verwenden können als zu Bergwanderungen. Und wenn ein Mönch in einer Zeit völliger Zersetzung aller autoritären Bande sich im Klostersverband ganz eigene Freiheiten herausnahm, konnte er kaum hoffen, dafür in das Martyrologium seines Konventes zu kommen. Vier Kon-

ventualen seines Schlages gleichzeitig im engen Kloster Disentis hätten seine Existenz wahrscheinlich in Frage gestellt und in der Cadi alle Köpfe verwirrt.

Reise auf die Sergia-plana (Scesaplana) 1793.

(Beschrieben von Jakob Ulrich Sprecher von Bernegg.)

Mitgeteilt aus dem Sprecherarchiv in Maienfeld
von cand. phil. E. Zimmerli, Schiers.

Jakob Ulrich Sprecher hat schon in seiner frühen Kindheit seine Heimat verlassen, hat seine Jugendjahre in den Anstalten der Brüdergemeine zu Neuwied, Niesky und Barby verbracht. Seine Anlage zu philosophischem Grübeln hat ihm manch harten inneren Kampf in seiner Auseinandersetzung mit dem Geist der Brüdergemeine nicht erspart. So sieht er sich am Ende seiner Schulzeit in diesen Anstalten in eine quälende Ungewißheit versetzt. Einerseits möchte er sich derjenigen Verfassung widmen, in der er aufgewachsen, nämlich in den Dienst der Brüdergemeine treten und in einer Anstalt „zum Kindererziehen und Unterrichten“ angestellt werden, in dem „edelsten Geschäfte des Menschen, das meiner Meinung nach darin besteht, daß man nicht nur zum irdischen, sondern auch zum ewigen Glück der andern etwas beitrage“; andererseits quälen ihn wieder „philosophische Betrachtungen, Dinge anzunehmen, die dem Evangelium doch stracks zuwider sind“. Von der Brüderunität wird er dann zum Juristen bestimmt, um als solcher der Gemeine später nützlich zu sein, und er studiert an den Universitäten zu Wittenberg und Jena. Hier nimmt die Entfremdung zur Brüdergemeine noch mehr zu, so daß ihn die Frage, ob er nun in den Dienst der Gemeine treten wolle, in arge Verlegenheit bringt, und er die „traurige“ Entdeckung machen muß, daß seine kindliche Einfalt, mit der er sonst jede Not dem Heiland vortragen konnte, verschwunden ist, und ihn die Liebe zu seiner Familie, insbesondere zur Mutter, zum Vaterland, und, wie er später eingesteht, „vielleicht auch die Furcht vor dem Zwang von Gebräuchen, deren Geist mich nicht mehr beseelte“, in die Heimat treiben. — So kehrt er Mitte 1790 nach Jenins zurück, vorerst nur in der Absicht, vorübergehend dort zu